

Schlechtes Drehbuch, sagte der Hund

Roman

Ingrid Bader

 ORANGE
CURSOR

Schlechtes Drehbuch, sagte der Hund

Roman

von
Ingrid Bader

Leseprobe

Erstausgabe im Februar 2015
als Orange Cursor-eBook
Alle Rechte bei Orange Cursor

Copyright © 2015
by Orange Cursor
A-9020 Klagenfurt
Schlossweg 6
www.orangecursor.com

978-3-902963-29-1

Dieses eBook ist für Ihr persönliches Lesevergnügen lizenziert.
Verkaufen Sie es nicht und geben Sie es nicht weiter. Wenn Sie
dieses eBook mit anderen Leuten teilen möchten, kaufen Sie
bitte eine weitere Kopie für jeden Betroffenen. Wenn Sie dieses
eBook lesen und es nicht gekauft haben, dann kaufen Sie bitte
Ihre eigene Kopie. Um es leicht möglich zu machen, hat das Werk
einen moderaten Preis. Wir danken Ihnen, dass Sie die
umfangreiche Arbeit von Autor und Verlag respektieren.

Wie eine Mutter mit ihrem Leben
ihr einziges Kind beschützt und behütet,
so möge man für alle Wesen und die ganze Welt
ein unbegrenzt gütiges Gemüt erwecken,
ohne Hass, ohne Feindschaft, ohne Beschränkung.
(Metta-Sutta)

Prolog

Der Regenschauer des späten Nachmittags war sanft geworden und schließlich ganz verebbt. Das Wasser, das nur mehr leicht aus den Dachrinnen gluckerte, der Klang der Tropfen aus den Blattkronen der Godapara-Bäume und den Wedeln der Kokospalmen vermischte sich mit dem Rhythmus der Trommeln, der aus dem Dunkel über die Lagune getragen wurde.

Das Bellen einzelner Hunde, das Weinen eines Kindes, tausendfaches Zirpen der Insekten und die Geräusche abendlicher Verrichtungen legten einen Klangteppich über das nasse Gras. Darüber schwang der beschwörende Singsang einer geheimnisvollen Stimme. Die betagte Frau hätte nicht sagen können, ob es ein Gebet war oder eine Zauberei der Teufelstrommler, die Krankheiten und Ängste aus den Besessenen lockten, um sie in eine Flasche zu bannen und dem nachtschwarzen Gewässer zu überantworten. Oder waren es die Geister der Vergangenheit, die die Nächte ruhelos werden ließen? Jedenfalls würde niemand eine kleine, ans Ufer gespülte Flasche öffnen.

Eine vom Meer kommende Brise blies die schwarzen Regenwolken den Bergen zu, sodass sie zum funkelnden Abendstern aufsehen konnte. Ihr Haar war weiß geworden, aber die Bilder, die aus der Lagune aufzusteigen schienen, waren noch bunt und voller Leben. Eines Tages, befürchtete sie, würden sie mit ihr verschwinden und die Trommeln verstummen. Vielleicht gab es in der schnelllebigen Welt der Enkel bald keine Schamanen und Teufelstänzer mehr, möglicherweise würde sogar der Gesang der Mönche zum Schweigen gebracht.

Die Kerze vor der Buddha-Statue flackerte, ihr Mann war längst eingeschlafen. Sie deckte ihn mit dem leichten Baumwolltuch, das er zerwühlt hatte, vorsichtig zu wie ein Kind und drehte die Leselampe ab. Es war an der Zeit, seine Erzählungen aufzuzeichnen, um sie dem Vergessen zu entreißen, zusammen mit ihren eigenen Erinnerungen und Träumen, die sie zu besuchen pflegten wie kleine, von Hibiskusblüte zu Hibiskusblüte schwirrende Honigvögel.

Sie öffnete die antike Schatulle, die mit einer Prozession von geschmückten Elefanten bemalt war, und breitete alte Fotos, mit Bändern zusammengehaltene Briefe, Notizhefte und Tagebücher auf dem großen Schreibtisch aus. Mit einem Mal erfüllte der Geruch von Zimtöl, mit dem das Innere der Schatulle eingerieben war, den Raum. Der Hund, der im Schlaf die Vorderpfoten übereinandergelegt hatte, hob den Kopf und schnupperte.

1. Bitterer Milchreis

Deepti konnte nicht verstehen, warum Vater beschlossen hatte, Mahinda in den Tempel zu schicken, um ein Leben als Mönch zu führen, während ihrem jüngeren Bruder bestimmt war, in Vaters Fußstapfen zu treten und Handel mit Zimt, Pfeffer und Seide zu betreiben. Seine kleinen Füße schienen ihr nicht groß genug für diese Aufgaben. In ihren Augen besaß er weder die scharfe Beobachtungsgabe noch den Erfindungsreichtum, mit dem ihr älterer Bruder immer wieder alle in seiner Umgebung verblüffte.

Mahinda hatte mit Deeptis Unterstützung ein System ersonnen, Wasser aus dem Fluss unterirdisch in den Garten neben dem Haus zu leiten, wo es in ein Becken floss. Sie hatten darin eine schöne Schale auf einem Sockel platziert, in deren Boden ein schmales Rohr mündete, sodass die Schale stets mit Wasser gefüllt war, das über den Rand sanft plätschernd in das Becken tropfte.

Deepti hatte vor Begeisterung geklatscht, als ihr Mahinda von dieser Idee erzählte und einen Helfer ihres Vaters dazu überredet, beim Bau Hand anzulegen. Ihre Argumente untermauerten sie mit einigen Kilo Reis aus den Haushaltsvorräten - Mutter konnte ihnen nie etwas abschlagen. Mit der Hilfe dieses kräftigen, gutmütigen Mannes gelang es ihnen, das Werk zu vollbringen, das sie noch mit einem Seerosenteich, Sträuchern und Blumen ergänzten.

So kam es, dass Vater den schönsten Garten der ganzen Umgebung vorfand, als er von einer seiner Handelsreisen zurückkehrte. Er war vor Staunen verstummt stehen geblieben, bis ihm Mahinda schließlich schilderte, mit welchen Kunstgriffen das Wasser in die Schale geleitet werden konnte. Wenigstens hatte sein Sohn es nicht mit einem Zauber hinein gelockt, auch wenn ihm die Geschichte mit den Röhren immer noch etwas unheimlich war. Deepti schien, als ob sich schon damals Unruhe in Vaters Stolz auf seine Kinder gemischt hätte. Eine Prise Chili und schon schmeckte die ganze Suppe scharf, oder?

Mahinda war anders als die Jungen in ihrer Verwandtschaft und in den Familien, die Deepti kannte - klug, phantasievoll und einfühlsam erriet er meist, was in ihr vorging. Vielleicht war gerade deshalb die ihm so ähnliche und an Fähigkeiten ebenbürtige, jüngere Schwester seine einzige Vertraute. Sie teilten Gedanken, Geheimnisse und Träume. Sie waren unzertrennlich, soweit ihre Erinnerungen zurückreichten. Jetzt wollte Vater sie auseinanderreißen und sie mussten seine Entscheidung akzeptieren, wie auch Mutter sie akzeptieren musste. Den Geschwistern entging nicht, dass Mutters fröhliches Lachen, das zuvor das Haus durchdrungen hatte wie das Zwitschern der sieben Dschungeldrosseln den Garten ringsum, verstummt war. Wie der Duft des Zimtholzes beim Rösten der Gewürze die Küche verlassen hatte, war die Heiterkeit entwichen, flüchtig wie Rauch eben oder wie ein Dieb in der Nacht.

Deepti hegte Zorn gegenüber ihrem Vater, der offenbar mutwillig und ohne Erklärung mit einem Schlag die Unbeschwertheit ihres bisherigen Lebens zerstörte. Sie haderte zudem mit ihrem Karma, das sie als Mädchen hatte zur Welt kommen lassen, von dem neben Gehorsam gegenüber ihren Eltern auch noch erwartet wurde, sich als Ehefrau um alle häuslichen Angelegenheiten zu kümmern, nachdem man sie verheiratet hatte. War das alles, was sie vom Leben erwarten durfte, in Gesell-

schaft Saris vorzuführen, die Meinungen ihres Mannes zu übernehmen und Kinder zu gebären?

Sie war unerschrocken, freiheitsliebend und wollte die Welt jenseits ihres Heims und Dorfes kennenlernen wie Vater und Onkel, vielleicht sogar die geheimnisvolle Welt jenseits des Meeres, wohin die Schiffe verschwanden, nachdem sie den Hafen von Galle verließen und langsam immer kleiner wurden, begleitet von Möwen, die ihren, Deeptis, Namen schrien.

Auch Mahinda war misstrauisch. All die letzten Jahre war er Vater bereits zur Seite gestanden und als Dank wurde er jetzt zu den Mönchen abgeschoben. Natürlich war es eine Ehre, in einen namhaften Tempel aufgenommen und dort ausgebildet zu werden. Der verehrte, alte Abt war nach einem Gespräch mit ihm ohne Zögern dazu bereit, er zeigte sich sogar sehr erfreut über den baldigen Eintritt des neuen Schülers, dessen Intelligenz er sofort erkannt hatte.

Mahinda war willig, sich neue Kenntnisse anzueignen, aber der Gedanke an eine endgültige Aufnahme in die Mönchsgemeinschaft und ein Leben in Askese hatte jede Fröhlichkeit aus ihm getrieben. Was hatte er bloß in seinem letzten Leben verbrochen? Er wurde von seinem Vater gelenkt wie eine Marionette an den Fäden der Schausteller, die von Zeit zu Zeit ins Dorf kamen und Dramen aufführten, denen alle die halbe Nacht lauschten. Scheiß Karma, dachte er, während er einen Stein nach dem anderen in den Fluss warf.

Der Milchreis, den ihre Mutter morgens zubereitet hatte, als ihr Bruder Mahinda in den Tempel aufgenommen werden sollte, schmeckte ihr bitter. Vorbei die Tage, als sie Hand in Hand zum Fluss hinunter gelaufen waren, um zu baden, wenn sich die ersten Sonnenstrahlen ihren Weg durch das Blätterdach bahnten und als leuchtende Punkte zwischen den Steinen davon schwammen.

Mahinda hüpfte mit seinen dünnen Beinen von einem Stein zum anderen, so wie ein Äffchen von Ast zu Ast springt, plumpste dann von einem runden Felsen ins Wasser, um Deepti mit dem frischen Nass anzuspritzen, während sie noch am Ufer stand, zögerlich die Zehen eintunkte und das Gesicht verzog.

Manchmal tauchte er unter und blieb eine ihr unendlich erscheinende Zeitspanne verschwunden, um ihr Angst zu machen. Sie lief dann panisch auf und ab und suchte ihn unter den dunklen Schatten hinter den Felsen. Da erschien plötzlich seine Hand und packte sie am Fuß, kurz darauf folgte sein Kopf, wobei er Zähne fletschend ein Krokodil imitierte, das sein Maul aufreißt. Lachen, nachdem ihr Herz mit den glitzernden Sonnenflecken auf der Wasseroberfläche um die Wette gerast war. Mach das ja nicht wieder, sagte sie, und ließ sich langsam in das kühle Gewässer gleiten.

Der Milchreis schmeckte bitter, bitter nur für sie. Im Morgengrauen waren sie ein letztes Mal zum Fluss gegangen, aber Mahinda war ernst geblieben, hatte seinen Dhoti nicht abgelegt, sprach kein einziges Wort, als sie nach dem Bad am Ufer standen und aufs Wasser sahen. Sein Blick war nach innen gekehrt, in eine Welt, die ihr nicht gehörte. Die Perlen, die aus ihrem schwarzen Haar tropften, vermischten sich mit ihren Tränen zu kleinen Rinnsalen. Sie wandte sich ab. Ein paar Meter hinter ihr stand Kalu und beobachtete sie unverwandt. Sie ging zu ihm, kraulte ihn und vergrub ihr Gesicht in seinem schwarzen, dichten Fell. Aufmerksam leckte der Hund die Tränen von ihrer goldbraunen Haut.

Der Tag, an dem Kalu in ihr Leben getreten war, war der aufregendste, an den sie sich erinnern konnten, noch aufregender als jener, als Mutter schreiend auf der Schlafmatte hockte und die Hebamme Shanti sich zwischen ihren Beinen zu schaffen machte. Man hatte Deepti und Mahinda aus dem Haus geschickt, aber sie hatten neugierig durch eine Ritze alles beobachtet. Ihre kleine Schwester hing an der langen Nabelschnur, die Shanti durchtrennte, und sah zunächst ziemlich hässlich aus.

An Vesak Poya, dem Tag des Vollmonds, an dem Buddha geboren worden war, die vollkommene Erleuchtung erlangt hatte und schließlich ins Nirvana eingegangen war, liefen sie wie immer in der Früh zum Ufer. Am Abend zuvor war ein Gewitter niedergegangen und es trieben vereinzelte Äste und Pflanzenbüschel auf dem Wasser.

Da, das lebt, rief Deepti aufgeregt, als ein schwarzes, zappelndes Knäuel näherkam. Ohne nachzudenken, sprang sie in den angeschwollenen Fluss und versuchte mit aller Kraft, das haarige Etwas festzuhalten und zum Ufer zurück zu gelangen. Mahinda klammerte sich mit einer Hand an einen überhängenden Ast, mit der anderen packte er Deepti am Arm und irgendwie gelang es ihnen, mit-samt dem kleinen Bündel aus dem Wasser zu kommen. Das triefende, schwarze Hundebaby mit den weißen Pfoten und dem weißen Fleck auf der Stirn lebte noch und sie trugen es nach Hause.

Sie fütterten es mit verdünntem Milchreis, den ihre Amme Kumari schon für den Feiertag zubereitet hatte. Dann bereiteten sie ihm ein Lager, ein Kapok-Polster in einem aus Palmblättern geflochtenen Korb. Mutter musste sie ermahnen, sich von ihrem neuen Gefährten loszureißen, um zum Tempel zu gehen, wo sie weiße Blüten darbrachten und unter Anleitung eines alten Mönchs beteten und meditierten. Aber sie war stolz auf ihre Kinder, weil sie den hohen Feiertag, der auch den Gaben an Arme und Kranke gewidmet war, damit begonnen hatten, ein Leben zu retten.

An jenem Tag waren die Geschwister glücklich. Voller Begeisterung halfen sie mit, das große Vesak-Pandal, ein Bild, das Lord Buddha darstellte, mit den Lampions zu schmücken, die sie in den letzten Tagen vor dem Fest angefertigt hatten. Es hätte der Lampen nicht bedurft, um das Licht in ihrem Inneren erstrahlen zu lassen. Damals sangen und tanzten sie mit den anderen Dorfbewohnern in der Vollmondnacht, ohne an ein Morgen zu denken.

Kanda uday péres mala pipenné, ninda giyámay mala pubudu venné - Über dem Berggipfel erblüht eine Blume, sie erblüht nachts, wenn wir ruhen.

Sie sumnte das alte Kinderrätsel, als sie Hand in Hand nach Hause gingen und Mahinda antwortete: Es ist der Mond, der Mond.

Morgen würde Mahinda nicht mehr an ihrer Seite sein, auch nicht übermorgen und die Tage, die folgten. Es war das erste Mal, dass Deepti die Zukunft bewusst wahrnahm. Sie erschien ihr wie ein weißes Loch, das zunächst die Farben in seinen Schlund zog und nach und nach auch die Gerüche ansaugte. Zuerst den der Frangipani-Blüten, dann den von Kumaris Curry und von nassem Hund, zuletzt verschwand der Milchreis. Deine Tränen sind fast so salzig wie das Meer, sagte der Hund.

2. Dunkle Flügel

Das Vertrauteste in Luzias Kindheit war ihre Urgroßmutter gewesen, die sie einfach nur Uni nannte. Sie war immer bei ihr, während ihre Eltern arbeiteten, und behütete das Kleinkind, das sich so gewählt ausdrückte und sich bei Tisch wie an einer höfischen Tafel benahm, wie einen besonderen Schatz. Sie sorgte dafür, dass Luzia immer das Unterhemdchen mit der Innenseite nach außen herum angezogen wurde oder dass sie wenigstens ihren Talisman - einen Engel - trug, damit kein Neider sie verwünschen könne und böse Blicke von ihr abprallen und auf den Absender zurück gelenkt würden. Sie erzählte ihr Geschichten oder las ihr aus Kinderbüchern vor und Luzia strahlte sie freudig an, obwohl sie bald alle Bücher auswendig konnte.

Als Uromas Erkrankung noch nicht fortgeschritten war, gingen sie im Botanischen Garten spazieren, die kleine, weiche Hand Luzias in der faltigen, aber warmen Hand der alten Frau. Luzia liebte den kleinen Bambuswald, der so geheimnisvoll wisperte, wenn ein Windstoß durch ihn fuhr. Er flüsterte ihr Gedichte von Flussufern und einem tapferen Hasen zu, dessen Spiegelbild der Mond auf die Wasseroberfläche schickte, um ihr Mut zu machen. Noch mehr aber mochte sie den Seerosenteich, der im Sommer fast ganz zugewachsen war. Wenn sie schwieg und den Blick nicht abwandte, schob sich ein Märchenprinz zwischen die Seerosenblüten und sagte zärtlich: meine Olu. Niemand außer ihr konnte ihn hören.

Manchmal versteckte sie sich hinter dem Stamm der riesigen alten Platane, aber nur kurz, um die Uroma nicht zu sehr zu beunruhigen. Und sie flüchtete hinter die Urgroßmutter, wenn jemand sie tadelte, bis die Nacht kam, nach der sie nie mehr bei ihr Zuflucht suchen konnte. Da hatte Luzia wieder ein Bild im Kopf. Es blieb stumm, war zudem ganz düster und verschwommen. Sie rollte sich in ihrem Kinderbett zusammen und zog die Federdecke über den Kopf, weil ihr eine Angst, wie sie sie noch nie zuvor verspürt hatte, die Kehle zuschnürte. Sie wollte nicht, dass dieser trübe Tag anfang. Sie wollte nicht unter der Bettdecke hervor in die Kälte gezogen werden.

Die Urgroßmutter lag schwarz bekleidet auf ihrem Bett, ganz ruhig. Sie begrüßte Luzia nicht mit einem Lächeln wie sonst und vermochte ihre Hände nicht zu heben, um sie zu umarmen. Luzia warf sich auf sie und küsste sie ab, aber sie wachte nicht mehr auf. Luzias Tränen rannen ihr Gesicht hinunter und hinterließen kleine Flecken auf der Bluse der Toten.

Das innig Vertraute und die bedingungslose Liebe waren aus ihrem Leben verschwunden und sollten erst viele Jahre später wiederkehren. Matei Bácsi, Unis Bruder, dessen riesige Ohren, von denen er eines unter einer dunkelblauen Baskenmütze versteckte, Luzia stets bestaunte, war nach dem Begräbnis wieder nach Budapest abgereist. Ihr eigener Baby-Bruder Maxi, den sie sich so sehr gewünscht hatte, dass sie Monate lang kleine, bunte Fruchtbonbons für den Storch aufs Fensterbrett gelegt hatte, war eine einzige Enttäuschung, denn er plärrte fast ununterbrochen. Die Bonbons musste Mutti damals aufgegessen haben, als ihr Bauch immer dicker wurde. Unfair, die Lüge mit dem Storch, dachte Luzia. Ihr Lieblingsspielzeug, das knallrote Fahrrad mit den dicken, weißen Reifen, das sie zu Ostern bekommen hatte, als sie noch an den Osterhasen glaubte, war irgendwie verblasst.

Luzia blieb nach dem Tod der Urgroßmutter mit den Bildern in ihrem Kopf allein zurück. Man sagte ihr, dass die geliebte Uni jetzt im Himmel wäre und zu ihr herabsähe, aber das tröstete sie keineswegs. Jener ferne Himmel hatte keinen Zugang für sie, und der unsichtbare Gott, von dem Großmutter erzählte, musste ungerecht sein, weil er ihr die Urgroßmutter fortgenommen hatte. Wenn der Tag klar gewesen war und es Luzia gelang, am Abend lang genug wach zu bleiben, sah sie immer wieder zu dem schmalen Streifen Nachthimmel zwischen den Hausdächern auf und suchte die Sterne nach ihr ab.

Später erzählte ihr die Großmutter, dass in der Nacht der Vogel Greif die unfolgsamen Kinder holen käme. Luzia stellte sich den Greif riesengroß und mächtig vor, wenn er imstande war, ein Kind davon zu tragen. Sie würde mit ihm unter dem Nachthimmel fliegen und unter ihr würden die Lichter der Stadt glitzern. Dann würden sie zusammen über das dunkle Meer gleiten, weit weg.

Im Sommer, wenn alles offen stand, um die kühle Luft hereinzulassen und sie ein Geräusch geweckt hatte, schlich sie heimlich zum Fenster und wartete, dass der Schatten einer dunklen Schwinge den Vogel ankündigte.

Ein Jahr nach dem Tod der Urgroßmutter brachte Mutter, die sich an jenem Septembermorgen extra für diesen Anlass freigenommen hatte, Luzia in die Schule. Anfangs war es aufregend, neue Freundinnen zu finden, die Buchstaben zu Worten und Sätzen zu formen und mit den bunten Holzperlen am Abakus zu jonglieren. Endlich konnte sie ihre Kinderbücher selbst lesen, doch als sie dieses ersehnte Ziel erreicht hatte, wäre Luzia dem Unterricht, der sie zum stundenlangen Sitzen zwang, am liebsten ferngeblieben.

Die Wandertage - für die meisten Kinder eine willkommene Abwechslung vom langweiligen Schulalltag - begannen zeitig in der Früh vor der Schule. Luzia spürte, dass die strenge, beleibte Lehrerin mit ihrer Vorliebe für einen möglichst gleichförmigen Alltag, Wanderungen ebenso hasste wie den Turn-, Schwimm- und Eislaufunterricht, den sie ausfallen ließ, sobald sich eine Gelegenheit bot. Immer kurz vor Beginn der Sommerferien, also im Juni, bestiegen sie öffentliche Verkehrsmittel wie Straßenbahnen, die Schnellbahn oder von der Schule gemietete Busse, die sie in die Nähe eines Ausflugsziels brachten, wo sie dann in den Wald gingen, zu einer Aussichtswarte wanderten und einen kleinen Berg bestiegen - manchmal auch hinauf zu einer Ruine oder einer alten Ritterburg, die sie besichtigten.

Alle Kinder hatten einen Rucksack dabei, mit dicken belegten Broten, Äpfeln und Getränken. Zu Mittag machten sie meistens auf einer Wiese Rast und aßen die mitgebrachte Jause. Die wenigsten hätten sich einen Besuch im Gasthaus leisten können. Anschließend durfte gespielt werden, wenn noch genug Zeit blieb, bevor sie sich auf den Rückweg machten. Da musste man oft schon seine Füße schwer nachziehen, so müde wurden sie, vielleicht hatte sich sogar eine schmerzende Blase gebildet. In der Straßenbahn stritten sie dann um die Sitzplätze und saßen zu viert auf einer Zweierbank. Im Lauf der Schuljahre lernten sie so die beliebtesten Ausflugsziele rund um die Stadt kennen.

Nicht alle Familien hatten damals ein Auto, um aufs Land zu fahren. Luzias Eltern kauften eines, als sie mit der Schule begann, Anfang der 1960er-Jahre musste das gewesen sein. Sie fuhr viel lieber mit dem Zug, denn im Auto saß sie mit Oma auf dem Rücksitz und es wurde ihr fast immer so schlecht, dass Vati stehen bleiben musste und Luzia am Straßenrand ihren Magen umstülpte. Sie fühlte sich

danach leichter, aber sie fand, dass sie sauer stank wie ein gärendes Krautfass.

Mit dem Auto fuhren sie sogar in den Urlaub nach Italien. Für Kinder heutzutage ist das nichts Besonderes, aber Luzia war ganz aufgeregt, denn sie sollte das erste Mal das Meer sehen, in Caorle, das war das Ziel dieser Reise. Es war so heiß, dass sie dachte, auf der Fußmatte würde sich eine Schweißlache bilden. Die Fahrt dauerte viel länger als die Sonntagsausflüge, aber endlich waren sie in dem kleinen Hotel angekommen, wo sie ihre Koffer in einem Zimmer mit Balkon abstellten und ihre Verwandten trafen.

Dann liefen sie sofort zusammen an den Strand. Der stellte sich als ein breiter Sandstreifen heraus, größer als alle Sandkisten zusammen, in denen Luzia zu Hause spielte, mit vielen Liegestühlen und Sonnenschirmen. Das Meer dahinter lag einfach so da, keine Wellen, nur ein leichtes Plätschern. Man hatte sie angeschwindelt! So richtige, hohe Wellen gab es also nur im Gänsehäufel, einem Strandbad an der Alten Donau, das Luzia manchmal mit ihren Eltern besuchte. Die Kinder warteten dort immer schon aufgeregt im Sportbecken darauf, dass sie endlich eingeschaltet wurden. Der schwarze Zeiger der Uhr rückte voran und dann erhoben sie sich plötzlich aus dem Nichts heraus. Luzia konnte das Geheimnis nicht ergründen, woher sie kamen, denn sie durfte nur mit Vati in den Nichtschwimmerbereich, wobei sie in einem engen Schwimmreifen steckte.

Die Farbe des Meeres war auch nicht blau, wie sie immer gedacht hatte, sondern ein bräunliches Grün, und sie mussten weit hinausgehen, bis das Wasser endlich tiefer wurde. Es klebte auf der Haut, zusammen mit der dicken Schicht Sonnencreme und dem Sand. Jedenfalls sah sie zum ersten Mal das Meer und war enttäuscht. Sie traute sich nicht, das zu sagen, nach den Strapazen der langen Fahrt, aber vielleicht hatten ihr die Eltern die Enttäuschung ja angesehen, denn sie kauften ihr öfter ein Eis als zu Hause und zusätzlich bekam sie noch eines von Onkel Conny, der gar nicht ihr Onkel war, sondern der Mann von Omas Cousine.

Egal, der Onkel war immer gut aufgelegt und bestellte zum Abendessen Huhn. Nix Hund, sagte der Kellner mit gespielter Entsetzen und verdrehte die Augen. Bei uns nix Hund kochen. Er bellte, bis Onkel Conny gackerte wie ein Huhn und alle lachten. Die Szene wiederholte sich jedes Mal, wenn der Onkel Huhn bestellte, dabei war alles ganz einfach. Hier redete man eben anders: Pollo hieß das und die anderen wichtigen Worte waren Spiaggia - Strand, Gelato - Eis; das musste man sich unbedingt merken, Pizza, Spaghetti und Lire, um Eis zu kaufen, aber Onkel Conny bestand auf Huhn. Luzia verlangte Spaghetti. Schon komisch, wie sich die Erwachsenen aufführten, wenn sie ans Meer kamen.

Als sie ein paar Jahre später nach Kroatien fuhren, machten sie nach einer langen Etappe an der Küste endlich Pause und setzten sich unter schattige Bäume in einen Gastgarten. Neben ihnen erhielt gerade eine Männerrunde ihr Mittagessen. Sie hatten Wein bestellt und prosteten einander gut gelaunt zu, als einem von ihnen, der besonders laut lachte, das Gebiss mitten auf den Teller fiel.

Der Arme verharrte eine Sekunde lang mit vor Erstaunen offenem Mund, bevor er sein Gebiss mit beiden Händen ergriff, die Soße abschleckte und es wieder in den Mund schob, während Luzias kleiner Bruder Max zuerst mit vor Schreck geweiteten Augen auf den Mann zeigte, um dann zu überprüfen, ob seine eigenen Zähne fest angewachsen waren. Da lachten alle noch viel mehr.

Max verliebte sich gleich am ersten Tag an einer felsigen Bucht in ein schwarz gelocktes Mädchen,

das einen halben Kopf größer war als er, obwohl sie einander nicht verstanden, und Luzia begann das Meer zu lieben, das jetzt richtig blau war.

3. Der kleine Prinz

Matthias hielt still und ließ die Anproben über sich ergehen. Wenn er zappelte, konnte es passieren, dass ihn eine der Stecknadeln pikste. Seine Mutter nähte schon ziemlich lange an seinem Kostüm. Es sollte prachtvoll werden, denn am Tag der 400-Jahr-Feier der Stadtschule, für die ein historischer Umzug in mittelalterlichen Kostümen geplant war, würden ganz viele Menschen kommen, und Matthias war der kleine Prinz.

Frau Müller, die er verehrte, hatte gefunden, er wäre der Richtige für diese Rolle, obwohl er erst sieben war und in die zweite Klasse ging. Die heimlich geliebte Lehrerin wohnte gleich nebenan. Sie hatte eine römische Nase und dunkles Haar, modisch kurz geschnitten. Er würde sich immer an dieses Gesicht erinnern. Manchmal hielt Matthias Ausschau nach ihr, aber wenn er ihr dann allein über den Weg lief, wurde er oft rot und wusste aus Verlegenheit nicht, was er sagen sollte außer »Guten Tag, Frau Lehrerin«.

Frau Müller hatte auch eine Prinzessin für ihn ausgesucht, seine Klassenkameradin Angelika, die lange, rotbraune Locken hatte. Sie sah ganz hübsch aus, er mochte sie jedoch nicht so sehr. Angelika war eine gute Schülerin, hatte aber eine befremdende Eigenart: Sobald sie eine Aufgabe richtig gelöst hatte, das war gerade das Komische, fing sie vor lauter Aufregung zu zittern an. Dabei wackelte ihr Kopf und sie fuchtelte mit der Hand unkontrolliert vor dem Gesicht hin und her. Dann summte sie so laut wie der bunte Brummkreisel, den Matthias zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte, als er noch klein gewesen war.

Wenn er sich eine Prinzessin hätte aussuchen können, hätte er Elke erwählt. Neben Frau Müller liebte er auch noch Elke, aber die war etwas älter und größer als er und lächelte ihm nur verstohlen zu, wenn sie niemand beobachtete. Außerdem war sie für die Rolle der Königin ausersehen, neben dem großen, blonden Rüdiger aus der vierten Klasse, der den König darstellen sollte.

Stellt euch vor, ihr steht auf einer Bühne, sagte Frau Müller bei der Probe. Die Damen machen einen Knicks und die Herren eine Verbeugung, bei der sie den Hut ziehen.

Sie führte ihnen die richtigen Bewegungen vor. Angelika zog mit ihrem Schuh einen quietschenden Halbkreis über den Boden, ein paar Mitschüler kicherten und Matthias merkte, dass ihre Hand zu zittern anfing.

Du machst das schon ganz gut, hebe den rechten Fuß leicht an und behalte ihn näher bei deinem linken, beruhigte sie die Lehrerin.

So eine Ziege, flüsterte Rüdiger in Angelikas Richtung, während er seine Mütze schwenkte.

Ein König schwenkt seine Krone nicht, sondern winkt der Menge huldvoll zu! Ein bisschen würdevoller, sonst wirst du zum Kutscher degradiert, drohte Frau Müller. Jetzt noch einmal alle Damen bei Hof den Knicks, alle Ritter ziehen den Hut, bis auf den König!

Matthias suchte Elkes Blick. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht und er dachte, zu blöd, warum habe ich heute früh bloß die kurze Hose angezogen.

Als der große Tag des Umzugs gekommen war, fuhren sie auf einem geschmückten Wagen durch die Altstadt mit ihren Fachwerkhäusern und seine Mama war richtig stolz auf ihn. Er trug mittelalterliche Pumphosen, ein Rüschenhemd und darüber einen Umhang aus dunkelrotem Samt. Auf seinem

Kopf saß ein Barrett mit Feder. Er hatte sogar einen Degen aus echtem Metall umgeschnallt. Sein Vater, der ein geschickter Handwerker war und am Wochenende oft mit Matthias und seinen Brüdern bastelte, hatte ihn extra für diesen Anlass angefertigt. Am Anfang war alles noch etwas aufregend, aber er gewann schnell seine Gelassenheit wieder und genoss den Überblick, der sich vom offenen Wagen aus bot. Er nahm sogar Angelika galant am Arm, damit sie bloß nicht herumfuchtelte oder brummte, jetzt, wo gerade die Sonne goldene Reflexe in ihr Haar zauberte.

Alle bewunderten den Prinzen und seine Prinzessin mehr als den König, der einfach einen Umhang über seiner kurzen Hose trug und eine goldene Papierkrone aufhatte. Das war ein kleiner Trost dafür, dass Rüdiger die von Matthias umschwärmte Elke als Königin neben sich haben durfte. Frau Müller lächelte ihm zu und ermutigte ihn. Er winkte in die fröhliche Menge, die ihnen zurief und er machte seine Sache gut. Er war der Prinz.

Wenn es das Wetter erlaubte, ging Vater an den Wochenenden mit Matthias und seinen Brüdern Harald und Detlev den Berg hinauf in den nahen Wald, wo sie umher toben und klettern konnten. Tiefer im Forst, auf einer großen Lichtung neben dem Bach und im angrenzenden Waldstück, gab es ein riesiges Gehege mit Rotwild. Man konnte die Rehe und Hirsche mit bestimmten Kräutern, die sie besonders mochten, zum Zaun locken und füttern. Lange wagten Detlev, der jüngste, und Matthias nicht, ganz nahe heranzutreten. Sie standen neben Vater, stets bereit, hinter seinen Rücken zu flüchten, und sahen zu den erwachsenen Tieren auf, die ein gutes Stück größer waren als die Jungs. Matthias steckte dann vorsichtig die Kräuter durch den Zaun. Er achtete darauf, dass seine Finger dem Maul der Tiere nicht zu nahe kamen, obwohl die ja Pflanzenfresser waren. Sie beugten die Köpfe dabei zu den Buben herunter und Matthias blickte in ihre aufmerksamen, großen Augen. Sie haben lange Wimpern, ging ihm durch den Kopf. Er hätte gern gewusst, ob sich ihr Fell weich anfühlte oder wie das von Nachbars Rauhaardackel, aber er wagte nicht, seine kleine Hand durch den Zaun zu schieben, um sie anzufassen. Gut, dass sein um ein Jahr älterer Bruder Harald das nicht wusste, denn er hätte Matthias sicher ausgelacht, trotz der majestätischen Geweihe dieser Tiere.

Am Rückweg trug Vater den kleinen Detlev manchmal auf den Schultern, wenn er müde wurde, und als sie zu Hause ankamen, hatte Mutti meistens schon fertig gekocht. Ihr seid aber lange ausgeblieben, sagte sie dann, auch wenn es ihnen nie lange vorgekommen war.

Unter der Woche sahen sie Vater nur selten, weil er zeitig am Morgen, während die Jungs noch schliefen, mit dem Zug nach Frankfurt zur Arbeit fuhr und abends spät zurückkehrte. Manchmal, wenn Matthias noch nicht richtig eingeschlafen war, bemerkte er, dass Vater leise die Tür öffnete und nach ihnen sah. Wenn er auf Montage war, kam er erst am Wochenende nach Hause. Dann nahm er sich Zeit und bei kaltem, regnerischem Wetter bastelte er mit seinen Söhnen. Dazu holte er die große Sammlung an Werkzeugen aus dem Keller und zeigte ihnen, wie man damit umging.

Matthias war handwerklich begabt wie sein Vater, aber auch ein guter Schüler, besonders in Rechnen. Als sie etwas älter wurden, bauten die beiden jüngeren Brüder zusammen mit Matthias' bestem Freund Werner Wasserräder, Dämme am Fluss, kleine Boote, Windräder und Baumhäuser. Es waren einfache Konstruktionen, die zumeist den Winter nicht überdauerten. Ihr bestes Stück war jedoch das Seifenkastenauto, an dem sie lange und konzentriert herum tüftelten. Sie hatten ihm die Nummer 13 aufgemalt. Matthias konnte sich später nicht mehr erinnern, warum sie ausgerechnet die als Unglückszahl verschriene Nummer gewählt hatten, Hauptsache das schnittige Gefährt flitzte pfeilschnell die abschüssige Gasse zum Fluss hinunter.

Seine Großeltern mütterlicherseits lebten in einem Haus mit Garten am Berg. Großvater war Schuldirektor gewesen, gutbürgerlich, streng und distanziert. Matthias konnte sich nicht erinnern, dass Opa ihn als Kind je auf den Schoß genommen, an sich gedrückt oder mit ihm gespielt hätte. Immerhin verteilte er Geld für jeden Einser. Matthias hatte viele davon und so rannte er nach den Schularbeiten und der Zeugnisverteilung sofort den Berg hinauf, um seine Belohnung zu erhalten.

Die Großeltern hatten sich offenbar einen besser situierten Mann als Schwiegersohn gewünscht. Sie stellten sich der Entscheidung ihrer Tochter nicht entgegen, hatten wohl so kurz nach dem Krieg auch keine andere Wahl, Vater gegenüber ließen sie dies jedoch gelegentlich spüren. Matthias konnte sich zwar nicht erinnern, dass jemals etwas Ablehnendes in seiner Gegenwart erwähnt wurde, aber das Unausgesprochene lag manchmal in der Luft wie das Flirren der Mittagshitze an einem heißen Sommertag.

Wie ein Meteorologe registrierte der Junge die familiäre Stimmungslage: War Vati im Hoch, erzählte und scherzte er, konnte man mit Ausflügen rechnen, einschließlich Picknick, und Mutti sang ein paar Lieder, die sie mit ihrer Chorgruppe einstudiert hatte. War Vati im Tief, zog er sich wie eine Schildkröte in sein Gehäuse zurück und wurde einsilbig. Wenn er dann, obwohl er keinen Alkohol vertrug, am Wochenende ein paar Bier zu viel trank, konnte Matthias die Spannung zwischen Mutter und ihm spüren. Die Lieder waren verstummt, sie bestrafte ihn mit Schweigen, sodass sie wie zwei leblose Schildkrötenpanzer nebeneinander lagen, bis einer von beiden wieder den Kopf herausstreckte. Aggressiv wurde Vati auch in angetrunkenem Zustand nicht, er hatte nie die Hand gegen Frau oder Kinder erhoben. Matthias konnte sich nur an eine einzige Szene erinnern, in der sein Vater ihn anfuhr und das war, als Matthias bereits eine Freundin hatte. Als er klein war, kam ihm Vati eher wie ein gutmütiger Riese vor, der die viel strengere, kleine Mutti um einen Kopf überragte, sich ihr aber fügte wie ein Tanzbär.

Die Kleinstadt, in der sie aufwuchsen, lag in einer Senke, man konnte jedoch schnell auf die umliegenden Hügel und in die Wälder gelangen. Die ganze Umgebung, die mittelalterlichen Mauern um die Altstadt mit ihren Türmen, das Schloss und sein Park am Fluss, aus dem manchmal im Herbst die Nebel stiegen, erschienen ihnen wie ein riesiger Abenteuerspielplatz. Matthias verbrachte die meisten Tage mit Detlev und Werner nach der Schule im Freien zu. Auf diese Art konnten sie ihren Bewegungsdrang stillen, zumal sie in einer kleinen Wohnung lebten, in der sie kein eigenes Zimmer hatten.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, wo ein steiler Hang zum Wald hin anstieg, befand sich der »Wilde Stein«, an dem sich die meisten Jungs im Klettern übten. Das war Matthias' Lieblingsplatz. Er wählte zumeist eine schwierige Route und bestieg die Felsen so geschickt, dass ihm kaum ein anderer folgen konnte. Dann setzte er sich an den Felsenrand und blickte ins Tal mit seinen Spielzeug-Häuschen hinunter, wo die Menschen so klein geworden waren, dass man sie nicht mehr erkennen konnte. Über ihm zogen Wolkenberge vorüber, die der Wind vor sich her trieb wie der Hirtenhund eine Herde Schafe, manchmal aber wölbte sich der blaue Himmel zu einer unendlich weiten Kuppel. Für kurze Zeit, bis ihn die anderen Jungs, keuchend vor Anstrengung, eingeholt hatten, fühlte sich Matthias als Herrscher des Berges.

*Den Weg, den man gehen muss und von dem ich vorher schon so oft gehört:
Ach, gestern dachte ich nicht, ihn heute schon zu beschreiten.*
(Ariwara no Narihira)

4. Schmetterlinge im Kopf

Es war gegen Ende der Trockenzeit. Malini hatte gerade die Blumen gegossen, die die schönsten in der ganzen Umgebung waren, als ihre Nachbarin aufgeregt angelaufen kam. Sie bewegte sich mit einer Geschwindigkeit, die in keinem Verhältnis zu ihrer schwerfälligen Körperfülle und sonstigen Gangart stand, und verkündete außer Atem die Neuigkeit, dass der junge König Kasyapa mit seinen Leuten auf dem Weg zum Pidurangala Maha Viharaya an ihrem Weiler vorbeikommen würde. Dieser Tempel lag auf einem imposanten Felsen in der Ebene, hatte sie gehört.

Natürlich brannte sie darauf, den Mann zu sehen, von dem zwei Steinmetze aus ihrer Gegend behaupteten, dass er auf dem riesigen Felsenberg jenseits des Tempels ein Schloss erbauen ließ, wofür ihr Arbeitseinsatz benötigt würde.

Ein Schloss in den Wolken, hatte die Nachbarin gemeint, die alle Geschichten, die ringsum berichtet wurden, aufsaugte wie ein Schwamm und mit erfundenen Details ausschmückte.

Wer weiß ob das stimmt, was die Männer da erzählt haben, diese Angeber, hatte sie noch hinzugefügt, während sie mit einer abfälligen Bewegung das Bild des Palastes unter einen Strauch wischte.

Malinis Eltern waren zeitig am Morgen, als die Sonne tief hinter den bewaldeten Hügeln stand und die Luft noch frisch war, zu den Reisfeldern aufgebrochen, um bei der Ernte dabei zu sein. Sie hatten auch ihre jüngere Schwester Soma, die so schlaftrunken war, dass ihr immer wieder die Augen zufielen, und die Amme mitgenommen. Außerdem hatten sie mehrere geflochtene Körbe auf den Karren gehoben und das Mittagessen für die Erntehelfer eingepackt. Nach dem Schnitt würde man die Körbe mit den goldfarbenen Büscheln gebundener Reisähren füllen und auf den Ochsenwagen laden, damit sich alle noch vor Sonnenuntergang auf den Heimweg machen konnten.

Die Reisernte war trotz der harten Arbeit ein schönes Erlebnis. Zur Mittagszeit sangen und tanzten die jungen Mädchen das Erntelied im Schatten der großen Bäume, während die Erwachsenen zusahen und nach dem Essen einen Schwatz hielten. Dennoch war Malini froh gewesen, endlich allein zu sein, um Zeit für ihre Tagträume und Phantasien zu haben, was bei einer Großfamilie mit Hauspersonal nur sehr selten vorkam.

Malini war schon als kleines Kind lebhaft und geschickt. Sie lief gerne draußen in der Natur umher, liebte das Wasser, konnte sogar schwimmen und auf Bäume klettern, was sie vor ihren Eltern geheim hielt. Es war in ihren Kreisen unschicklich, nur die Kokosnuss-Pflücker und Hausgehilfen durften das, ein Mädchen auf keinen Fall.

Bei Malini wechselten Phasen körperlicher Aktivität mit solchen, in denen sie Schmetterlinge im Kopf hatte. So hatte sie das beschrieben, als ihre kleine Schwester sie gefragt hatte, warum sie nicht mehr mit ihr spielen, sondern ganz einfach nur im Schatten eines Baumes sitzen wolle, um den Wolken, Vögeln und Insekten beim Fliegen zuzusehen. Die Schwester wusste aber, dass die Schmetter-

linge nach einiger Zeit Malinis Kopf wieder verlassen würden. Dann wusste sie oft so schöne Geschichten zu erzählen.

Hast du auch noch andere Tiere im Kopf? hatte Soma gefragt, als sie an einem Nachmittag unter dem aus Palmwedeln geflochtenen Dach hinter dem Haus saßen und zusahen, wie ein heftiger Regenguss Blätter und Äste peitschte.

Malini überlegte, was sie Nangi antworten sollte.

Du weißt doch, dass Tiere sich verständigen, jedes nach seiner Art, dass sie Angst haben, sich freuen oder andere Gefühle haben können, wie das Äffchen, das unser Nachbar Ananda aufgezogen hat und das ihm nicht von der Seite weicht. Beobachte einfach, wie sie leben und füge ihnen nie ein Leid zu. Versprich mir das!

Soma versprach ihr ohne zu zögern, mit allen Lebewesen Mitgefühl zu haben, wie Lord Buddha gelehrt hatte. Gut, sagte Malini, wenn du erst die Tiere verstehen kannst, wirst du vielleicht auch ein Tier im Kopf haben.

Wenn es aufhört zu regnen, laufe ich zu Ananda und spiele mit dem Äffchen, sagte Soma spitzbübisch.

Ja, ja, dann hast du vielleicht ein Äffchen im Kopf, Nangi, meinte Malini und beide kicherten.

Während sie an diese Unterhaltung mit ihrer kleinen Schwester dachte, lächelte sie. Die Nachbarin, die unterdessen ohne Pause weiter Klatsch von sich gegeben hatte, deutete das Lächeln als freundliche Zustimmung und zog Malini jetzt ungeduldig am Arm. Na komm schon, beeile dich. Dein Hund kann doch das Haus hüten.

Geh schon voraus, wenn du Angst hast, etwas zu verpassen. Ich komme gleich nach, aber ich muss mich noch kurz zurechtmachen.

Was buddelst du auch immer im Garten herum, das hast du doch nicht nötig, bei den vielen Helfern bei euch zu Hause. Ihr Blick streifte Malinis langgliedrige Finger. Also mach endlich, drängte sie die Jüngere.

Malini wusch sich Hände und Gesicht, kämmte ihr langes, schwarzes Haar und rieb Duftöl hinter die Ohrläppchen. Dann legte sie ein schönes, frisches Tuch um, pflückte einen Blumenstrauß und lief wie die anderen Dorfbewohner, die gerade nicht auf den Feldern beschäftigt waren, zum Weg, auf dem das königliche Gefolge vorbeiziehen sollte. Als Schmuck hatte sie sich eine große blaue Stern-Seerose ins Haar gesteckt, passend zu ihrem Tuch.

Das Geheimnis ihrer Blumenpracht verriet sie nicht einmal ihrer Schwester Soma. Sie hatte sich Gedichte ausgedacht, die sie den Pflanzen zuflüsterte, wenn sich das silberne Mondlicht wie ein seidener Sari über Hütten und Gärten legte und die anderen Familienmitglieder schliefen oder sie summte ihnen leise das alte Rätsel vom Mond vor:

Kanda uday péres mala pipenné, ninda giyámay mala pubudu venné - Über dem Berggipfel erblüht eine Blume, sie erblüht nachts, wenn wir ruhen.

Die Dorfbewohner warteten aufgeregt auf den Zug Kasyapas, der sich im Schrittempo näherte. Die Elefanten waren mit leuchtend bunten, bestickten Decken geschmückt und die Reifen und Spangen der Würdenträger warfen glitzernde Flecken wie Goldmünzen ins Grün am Wegrand.

Alles war vorbereitet, man hatte erfrischende Getränke, Früchte und duftende Speisen mitgebracht, um den jungen Herrscher und sein Gefolge zu erquicken. Als der Zug der Elefanten zum Stehen

kam, verneigten sich die versammelten Menschen ehrerbietig, die Ältesten sprachen Grußformeln und baten darum, die bescheidenen Getränke und Speisen entgegenzunehmen. König Kasyapa gab seinen Begleitern ein Zeichen, dass sie absteigen und die angebotene Stärkung annehmen dürften.

Sein Blick fiel auf Malini, die den Kopf gesenkt hielt und statt Speisen einen Strauß Blumen in den Händen hielt. Sie spürte, dass jemand sie beobachtete und sah auf. Aus Kasyapas Augen regneten Funken auf sie herab wie Sternschnuppen und sie stand nur da, erstarrt wie alles um sie herum. Ein Zauberer hatte die Zeit angehalten. Sie hörte weder die Stimmen der Menschen, noch das Zwitschern der Vögel oder das Summen der Insekten. Sie fiel in die brunnendunklen Augen des jungen Mannes und der Fall schien kein Ende zu nehmen. Nach einer unendlich lang scheinenden Zeitspanne bemerkte sie ein Raunen ringsum und erst jetzt wurde ihr bewusst, dass es der König war, der sie ansah. Gesichter und Bäume begannen sich im Kreis zu drehen. Fast wäre sie zu Boden gesunken, doch ein Nachbar stützte sie. Dann fragte Kasyapa, wer sie sei.

Man nennt sie Malini, die schöne Gärtnerin. Sie ist die älteste Tochter unseres angesehenen Dorfvorstehers, antwortete der Nachbar ehrerbietig, während sie selbst stumm blieb und einen Stein fixierte, um den Schwindel zu bekämpfen. Nur ihr Herz schlug laut wie eine Trommel - totók totók totók - sodass sie Angst hatte, die Umstehenden und der König könnten es hören.

Sie legte schnell die Blumen vor den königlichen Elefanten nieder und lief davon, ohne sich umzusehen - tokotók tokotók tokotók - und blieb nicht eher stehen, bis sie in ihrem Garten angelangt war, wo ihr Hund schon vor der Tür auf sie wartete - totóko totóko tiko totóko tiko. Außer Atem setzte sie sich unter den Hibiskus, der seine roten Blüten auf die Veranda reckte.

Du kannst mir nichts vormachen, kaum bin ich nicht dabei, passiert was, maulte ihr Hund.

Du weißt doch, dass jemand das Haus bewachen muss, wenn Vater, Mutter und die Dienstboten auf die Reisfelder gegangen sind, verteidigte sich Malini, kraulte ihn und drückte ihr Gesicht an seinen Hals.

Jetzt fühle ich mich wie der hochgeborene Kasyapa persönlich, brummte der Hund versöhnlich und unter dem Hibiskus erblühte ein neues Gedicht.

Sobald ihre Eltern mit den Erntekarren nach Hause zurückgekehrt waren, wussten sie bereits alles, was sich zugetragen hatte, mehr noch als Malini selbst, die nicht mit ihnen über das Vorgefallene reden mochte. Als sie sie über die Begegnung mit König Kasyapa befragt hatten, war sie errötet, tief verlegen, und hatte keine vernünftige Antwort gegeben. Am liebsten hätte sie sich irgendwo verkrochen wie ein krankes Tier. Warum öffnete sich nicht eine Erdspalte unter ihren Füßen, um sie zu verschlingen? Die nächsten Tage und Wochen würde es kein anderes Gesprächsthema geben als ihre Begegnung mit dem König. Einige Dorfbewohner hatten ihren Eltern die Szene frischweg geschildert, die immer wieder vor ihren Augen ablief wie eine Endlosschleife und jedes Mal erneut ihre Verlegenheit bloßstellte, als sei ihr der Sari von den Hüften geglitten und sie stünde nun nackt da.

Als Malini weggelaufen war, hatte der Elefant des Königs den Blumenstrauß aufgehoben und Kasyapa gereicht, während die Dorfbewohner mit offenem Mund dastanden. Kasyapa lachte vergnügt, was er angeblich lange nicht mehr getan hatte, berichteten ihre Eltern, denen die beleibte Nachbarin alle erdenklichen Details beschrieben hatte.

Malinis Eltern machten sich Sorgen, denn seit der frühen Kindheit ihrer Tochter hatten sie mit dem Neid der anderen zu kämpfen: Malini war klug und anmutig wie eine Gazelle, ohne sich dessen bewusst zu sein, aber auch sehr eigenwillig. Vielleicht hatten sie ihre Älteste zu sehr verwöhnt, überleg-

ten sie manchmal. Sie müssten sie eigentlich bald verheiraten, hatten auch alles für die Aussteuer vorbereitet, aber Malini zeigte keinerlei Interesse an passenden jungen Männern aus guter Familie in ihrer Umgebung.

Was sie jetzt sahen, bekümmerte sie umso mehr. Die junge Frau hatte sich in ihre eigene Welt zurückgezogen und träumte mit offenen Augen. Malinis Mutter warf ihrem Mann einen vielsagenden Blick zu, den er erwiderte, ohne sich Schulter zuckend abzuwenden wie sonst, wenn es sich um die Einleitung zu Familien- oder Dorfklatsch handelte. Jetzt ging es um seine Lieblingstochter und es sah nicht gut aus: Mit dem gleichen Blick einer empfindsamen Kuh, den er jetzt an ihr wiedererkannte, hatte ihn damals seine Frau angesehen, als sie heirateten. Angesichts dieser Naturgewalt war auch er machtlos. Die verliebten Träumereien vom jungen König würden die Chancen noch mehr verringern, dass sein eigenwilliges Mädchen einer Ehe zustimmte. Dabei war sie doch schon siebzehn! Er seufzte und verdrehte die Augen.

Als die Eltern schlafen gegangen waren, kauerte Malini immer noch unter dem Hibiskus. Der Hund stupste sie mit seiner kühlen Schnauze an und zog mit der Pfote an ihrem Sari.

Was ist bloß los mit mir? fragte sie ihn.

Du wirst die Liebe kennenlernen und den Schmerz, sagte der Hund. Aber hab keine Angst, ich werde an deiner Seite bleiben, wo immer du hingehst.

*Einen Geist zu haben, der nicht bewegt wird vom Auf und Ab
der Welt, der ohne Sorge ist, frei von Leidenschaft
und voller Frieden - das bringt Glück.
(Mangala-Sutta)*

5. Das Geheimnis des Palmblatt-Orakels

Die Entscheidung, ihren Bruder Mahinda in den Tempel zu bringen, um ein Leben als Mönch zu führen, war offenbar nach Vaters letzter Geschäftsreise gefallen, bei der Mahinda ihn begleiten durfte, überlegte Deepti. Vater und Sohn hatten die mit Pfeffersäcken und Zimtstangen beladenen Ochsen nach Galle geführt, wo ihre Tante lebte. Sie durfte selbst schon ein paar Mal mitkommen und liebte diesen Ort, der am Fluss lag und einen schönen Hafen besaß: eine große Bucht, die wie eine mit einem hellen Band gesäumte Muschel unter dem Sonnenschein lag und in der immer zahlreiche bunte Boote und Segelschiffe ankerten, geschützt von den hohen Wogen des offenen Meeres.

Vater und Mahinda hatten die Waren zu einem arabisch stämmigen Händler, Vaters Geschäftsfreund, gebracht und waren dann nach Südindien gesegelt, wo sie Seidenstoffe einkauften, die zur Brautaussteuer gehörten und nach denen alle jungen Frauen ganz verrückt waren. Heiratete eine von ihnen, glaubte man, einen Schwarm bunter Schmetterlinge zu erblicken.

Die heilige Stadt Kanchi hatte Mahinda außerordentlich beeindruckt. Er beschrieb sie so, dass Deepti sich vorstellen konnte, mit ihm durch die Gassen der Seidenweber zu streifen. Sie folgte ihm zum Kailasanatha Tempel mit seinem vierstöckigen Turm und den zahlreichen Schreinen und sie erschauerte, als sie mit ihm eine Naga-Kultstätte betrat. Dort wurde die Schlange als magisches Wesen verehrt, das Türen und Schwellen bewachte, aber nichts mit dem Nagakönig Mucalinda zu tun hatte, von dem man in Ceylon erzählte, dass er Lord Buddha während seiner mehrere Wochen dauernden Meditation vor Regen und Unwetter schützte, indem er seinen Kopf wie einen Schirm über ihn breitete.

Deepti hörte zum ersten Mal von einer geheimnisvollen kosmischen Schriftrolle, in der die Geschichte der Welt und ihrer Menschen von der Vergangenheit bis in die Zukunft aufgezeichnet sein soll. Einer der sieben Rishis, der Seher Agasthya, soll die Urtexte jener Schicksalsblätter verfasst haben, die in Kanchi aufbewahrt wurden. Vater entschloss sich, mit Mahinda das Palmblattarchiv aufzusuchen, um herauszufinden, ob darin auch Aufzeichnungen über ihre Leben vorhanden wären. Sie hatten bei einem Helfer des verehrten Meisters ihre Geburtsdaten und Fingerabdrücke hinterlassen, um jede Verwechslung ihrer Identität auszuschließen, und waren von ihm angewiesen worden, nach ein paar Tagen zurückzukehren.

Der alte Gelehrte und Palmblattleser, der sie empfing, bat den Vater in sein Studierzimmer, während Mahinda im Hof warten sollte. Darüber war er zunächst enttäuscht, schloss dann aber Bekanntschaft mit ein paar Schülern des Meisters. Sie erzählten ihm, dass die Aufzeichnungen einst in die getrockneten Blätter der Stechpalme eingeritzt worden waren. Wenn sie nach einigen hundert Jahren brüchig wurden, mussten sie auf frische Palmblätter kopiert werden. Diese verantwortungsvolle Aufgabe war den fortgeschrittenen Studenten vorbehalten.

Aber zuerst müssen wir Alt-Tamil erlernen, eine Sprache, die unsere Vorfahren vor langer Zeit verwendet haben und die jetzt niemand mehr versteht, ergänzten sie voller Stolz und zeigten ihm ein Übungsblatt.

Als Vater nach einiger Zeit wieder in den Hof trat, war er blass und schweigsam. Mahinda konnte ihm nicht entlocken, was ihm der Gelehrte mitgeteilt hatte. Obwohl Vater sich bemühte, sich so zu verhalten wie immer, spürte Mahinda eine Veränderung, für die er keine Worte fand.

Nachdem sie mit ihren Seidenstoffen nach Hause zurückgekehrt waren, sprach Vater abends allein mit Mutter. Deepti und Mahinda lauschten, konnten aber die leisen Stimmen nicht verstehen. Sie waren schon fast eingeschlafen, als sie hörten, dass ihre Mutter weinte. Es war ein verzweifelter Schluchzen und sie fühlten sich schuldig, ohne zu wissen wofür.

Deepti saß mit Hund Kalu an ihrem gemeinsamen Lieblingsplatz am Fluss. Die Abendsonne färbte den Himmel orange, dann rosa und schließlich violett. Das Licht war weich und es roch nach Zimt und Kardamom, aber sie grübelte weiter und ihre Gedanken drehten sich im Kreis. Was konnte der weise Lehrer Vater mitgeteilt haben, das ihrer aller Leben verändert hatte?

Des Menschen Schicksal ist des Menschen Schicksal und das Leben ist nur eine Illusion, sagte Kalu. Im Übrigen sollten wir endlich zu Abend essen.

Der Mond stand noch am Himmel, wenn sich die Mönche erheben und in den Gebetsraum begeben mussten, um die rituellen Gesänge anzustimmen. Mahinda hatte sich noch nicht ganz daran gewöhnt und war oft schlaftrunken. Er musste sich anstrengen, um sich auf die Gebetstexte und Sutren zu konzentrieren. Erst später gab es heißen Tee. Was er am meisten mochte, war das Studium. Er erlernte in kürzester Zeit die Schriftzeichen, war geschickt beim Herstellen der Palmblätter und begann bereits, ein wertvolles Manuskript zu kopieren. Mathematik und Geometrie lagen ihm besonders, sodass ihm der Lehrer bald nichts mehr beibringen konnte.

Der betagte Abt verfolgte die Entwicklung des hochbegabten Schülers aufmerksam und widmete ihm Zeit für persönliche Unterweisungen, sooft es sein angegriffener Gesundheitszustand erlaubte. Der Junge brachte Buddha große Verehrung entgegen, schien jedoch in einigen Fragen nicht mit den Lehrmeinungen des Theravada übereinzustimmen, sondern dem Mahayana-Buddhismus zuneigt.

Auf die Fragen des Abts gestand Mahinda, dass er nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Wunsch des Vaters ins Kloster gekommen war. Das war nicht ungewöhnlich, dennoch wunderte sich der Abt, dass der wohlhabende Kaufmann gerade den ältesten Sohn, der ihn bei seinen Geschäften unterstützen konnte, in die Mönchsgemeinschaft entsandt und dem Kloster eine beachtliche Spende übergeben hatte.

Mahinda begann zu einem Mann heranzureifen. Es fiel ihm nicht leicht, sich in Versenkung zu üben. Seine Gedanken schweiften umher, wenn er sich auf den Fluss seines Atems konzentrieren sollte. Er sah vor sich, wie die Küchenhilfe unter Kumaris Aufsicht die Gewürze auf dem Granitstein zerrieb und der aromatische Geruch der Currys stieg ihm in die Nase. Er vernahm Deeptis Lachen, als sie mit Kalu heruntollten, folgte den Wasserperlen, die aus ihrem glänzenden Haar tropften und auf ihrer goldenen Haut herab rollten, wenn sie morgens im Fluss gebadet hatten. Noch einmal begab er sich auf die Reisen mit Vater nach Galle, wo die Geschwister Hand in Hand am Meer entlang gelau-

fen waren und zusahen, wie die Wellen die Spuren ihrer Füße verwischten.

Jene fernen Wochen, als sie den Wassergarten planten und anlegten, war sein persönlicher, geheimer Schatz der Erinnerung, vergraben unter seiner Schlafmatte im Tempel. Er konnte ihn genüsslich aus diesem Versteck holen, sodass er unter seinen geschlossenen Lidern vor dem Einschlafen eine Farbenpracht entfaltete wie eine Perahera, ein prachtvoller Umzug mit Tänzern, Trommlern, geschmückten Elefanten und Lichtern, an dessen Ende das Glück in Deeptis Augen stand, als sich die ersten Lotusblüten in dem neu angelegten Teich öffneten.

In den Augen des Meisters waren alle diese Kostbarkeiten Samsara, Illusionen, die aus dem großen Nichts aufstiegen und wieder verschwanden, wie Schildkröten, die unter dem Licht des Vollmonds ans Ufer kamen, um in den unendlichen Ozean zurückzukehren, nachdem sie mit Mühe ihre Eier im Sand vergraben hatten, vergänglich wie Blasen, die der Übermut des Wassers geboren hatte und die nur Sekunden währten. Er sollte sich im Nichtanhaften üben, nichts begehren, um dem Leid zu entkommen, seinen Schatz wegwerfen, aber er vermochte es nicht.